

## Wie Franziskus die ersten Brüder in die Welt sandte

Eines Tages kam Franziskus mit den sieben ersten Brüdern nach Poggio Bustone im Rietital. Wie er die weite Ebene unter sich sah, wusste er: Wir sind in die weite Welt gesandt. Darum rief er alle zu sich und erzählte ihnen vom Reich Gottes und von der Berufung, die alle erfüllen sollten. Dann teilte er sie in vier Gruppen von je zwei Brüdern und sagte zu ihnen: "Geht, Geliebteste, je zwei und zwei nach den verschiedenen Weltgegenden und verkündet den Menschen die Botschaft vom Frieden! Seid geduldig in der Trübsal und voll Zuversicht, dass der Herr seine Verheißung erfüllen wird! Denen, die euch fragen, antwortet demütig; die euch verfolgen, die segnet; denen, die euch Unrecht antun und verleumden, sagt Dank!" (nach 1 C 29f.).

Diese Geschichte lehrt uns, dass sich Franziskus – wie in seiner Berufungsgeschichte – auch in seinem Missionsverständnis auf seine innere Gewissheit verlässt. Aufgabe der Brüder ist die Verkündigung der Botschaft vom Frieden, also die Reich-Gottes Idee. Und zwar überallhin, in alle Himmelsrichtungen sind wir gesandt. Ihm kommt gar nicht in den Sinn, dass er dafür eine besondere Beauftragung bräuchte. „Gott selbst hat mir geoffenbart.“ Er lässt diese innere Überzeugung nur bestätigen, macht sie aber nicht abhängig von kirchlichen Gewohnheiten seiner Zeit.

Wir heutigen Brüder und Schwestern verlassen uns kaum mehr auf eine innere Stimme: „Gott selbst hat uns offenbart!“ Alles ist geregelt. Für alles gibt es klare Verordnungen – für Pastoral, Mission ad Gentes, soziale Dienste, Ausbildung und Beauftragung. Das Netz der Vorgaben und Gesetze ist so eng, dass nicht viel Spielraum bleibt für den Heiligen Geist. Und wir – wenn wir den sicheren Weg gehen wollen – halten uns gerne an diese Wegmarken. Mehr franziskanischer Wagemut täte uns also wirklich gut.

Andererseits haben wir Franziskus voraus, dass wir unsere Sendung nicht mehr so naiv angehen müssen wie er. Wir wissen um die Komplexität der Welt und ihre Probleme. Wir leben heute wirklich in einem globalen Dorf, in dem alles, was weltweit passiert, auch weltweit publik wird. Und das ist häufig so beängstigend, dass wir uns gerne in unserer vertrauten Welt einigeln. Dabei wäre gerade heute wichtig, dass wir unsere lokalen Erfahrungen mit anderen teilen und so zu einem globalen Handeln kommen. Anders ist die befreiende Botschaft vom Reich Gottes heute nicht erfahrbar zu machen. Wir dürfen uns den Blick von den eigenen Problemen nicht so verstellen lassen, dass wir die globalen Herausforderungen nicht mehr wahrnehmen.

Was also Not tut ist, dass wir von Franziskus und Klara und ihrer unschuldigen Offenheit wieder lernen und uns von ihnen anstecken lassen. „Gott selbst hat mir geoffenbart!“, das kann auch heute passieren und uns zu ganz neuen Aufbrüchen und Antworten ermutigen. Wir dürfen Franziskus und Klara nicht nachahmen, sondern müssen ihre Geschichte neu schreiben. Wenn wir wissen wollen, wozu uns Gott heute sendet, müssen wir zu allererst die „Zeichen unserer Zeit“ erkennen und auf diese dann in der Weise von Franziskus und Klara Antworten geben.

Wie Franziskus seine Berufung entdeckte in der Begegnung mit dem Aussätzigen, so müssen auch wir die Ausgegrenzten unserer Tage annehmen und das Evangelium neu-lesen aus dem Blickwinkel der Armen und Ausgestoßenen. Also Wiederbelebung der franziskanischen Option für die Armen.

Wie Franziskus seinen Standort gewechselt hat aus dem Zentrum an die Peripherie der Stadt Assisi, so müssen auch wir uns die Sache der Armen in der Zweidrittelwelt zu eigen machen und in unserer Gesellschaft und Kirche immer wieder zur Sprache bringen. Also Wiederentdeckung unserer prophetischen Berufung.

Wie Franziskus in seinem Sonnengesang die geschwisterliche Einheit aller Geschöpfe besungen und uns eindringlich daran erinnert hat, dass wir nicht die Herren der Schöpfung sind, sondern Mitgeschöpfe, so müssen auch wir die Bewahrung von Gottes Schöpfung zu einem vorrangigen Thema machen. Also Wiederentdeckung der franziskanischen Schöpfungsspiritualität.

Franziskus begründete mit seinem Gespür für die Nöte der Zeit vor 800 Jahren eine Bewegung, die die Kirche veränderte. Nach 800 Jahren müssten auch wir wieder zur Bewegung werden, die der Kirche heute hilft, der geplagten Welt das Vertrauen in einen menschenfreundlichen Gott zurückzugeben.

Andreas Müller OFM

# Kirche – das wandernde Volk Gottes in der Welt

## Anmerkungen zum Konzilsjubiläum aus franziskanischer Sicht

P. Dr. Othmar Nogglor OFM Cap

Das II. Vatikanische Konzil, nach dem Willen Papst Johannes XXIII. eine Versammlung der ganzen Kirche, sollte Glaubenden wie Nichtglaubenden „guten Willens“, als Orientierung und Stütze dienen, die gewaltigen Probleme der Menschheit gemeinsam anzugehen.

Ein Rückblick auf die Epoche vor dem Konzil macht deutlich, wie damals Unvorstellbares nicht nur denkbar, sondern das Denken befruchtend, zur Grundüberzeugung christlichen, nicht nur katholischen Selbstverständnisses werden konnte. So ist aus der Vorstellung von der Kirche als „societas perfecta“ – eine im geistlichen Bereich alles abdeckende Institution – wieder das biblisch wandernde Volk Gottes geworden, das Licht unter den Völkern sein soll und zugleich um die eigene Schwäche weiß.



Das kirchliche Jahrhundertereignis des II. Vatikanischen Konzils ist untrennbar mit Papst Johannes XXIII. verbunden.

Als er ein ökumenisches Konzil für die Gesamtkirche ankündigte, blieb vielen, die sich selbst als Teil der „lehrenden Kirche“ verstanden, vor Schreck der Mund offen, um bald darauf vollmundig Gründe vorzubringen, die ein solches Jahrhundertunternehmen für undurchführbar erklärten. Das Wort vom „Übergangspapst“ machte die Runde ... Doch zur Überraschung vieler setzte dieser deutliche Pflocke für die notwendige geistige Auseinandersetzung mit der Welt und mit dem Selbstverständnis von Kirche. Anders als der Titel seiner ersten Enzyklika (1961) „Mater et Magistra“ (Mutter und Lehrmeisterin) vermuten lässt, darf die Kirche nicht um sich selbst kreisen, ist sie – entsprechend dem Auftrag ihres Gründers – nicht nur zur Sorge für das ewige Heil im Jenseits, sondern auch für ein menschenwürdiges Leben aller auf diesem Planeten verpflichtet.

Das Konzil wird folglich den Anstoß dazu geben, die Botschaft Jesu als befreiende Nachricht für die Menschheit, besonders für die arm Gemachten zu begreifen, als eine befreiende Kraft, die keinen Bereich unberührt lässt: Weder den Staat und seine Politik, noch die nationale wie internationale Wirtschaft, nicht das Verhältnis von Mann und Frau in Gesellschaft und Kirche und auch nicht die Kirche selbst. Papst Johannes sieht in den enormen Problemen der Menschheit und in den bedrohlichen Entwicklungen „Zeichen der Zeit“ und versteht diese als Gottes Herausforderung an die Kirche, ihrem Auftrag entsprechend zu handeln.

Das Weltrundschreiben „Pacem in terris“ – Über den Frieden unter den Völkern (1963) – ist daher ein weiterer Pflock zur Orientierung für die „Kirche in der Welt von heute“. Dass es auch Versuche gab, das Konzil „spiritueller“, d. h. weniger konkret und konsequent im Hinblick auf die Situation der Menschen zu steuern, war zu erwarten. Im offiziellen Kommentar zur Pastoralkonstitution ist so ein Versuch nachzulesen. Da ist beispielsweise die Rede von der „sprachlich mangelhaften Fassung von ‚Mater et Magistra‘“ und vom „übergroßen Eifer, mit dem Johannes XXIII. aus der Güte seines Herzens seine lieben Bauern, wie ein schweizerischer Autor (J. Bleß) es so schön ausdrückt, gleich mit einem ganzen Blumenstrauß agrartechnischer und agrarpolitischer Ratschläge beschenkt hat“ (Oswald v. Nell Breuning in: LThK III, 1968, 530). Weil aber dieser Papst zuerst an „seine lieben Bauern“ und weniger an die hohe Zunft der spekulativen Theologen dachte, wollte er ein pastorales Konzil nach dem Vorbild des Apostelkonzils. Damals war es um nichts weniger als die Entscheidung gegangen, ob das Häuflein von Judenchristen eine der vielen religiösen Sondergruppen des Judentums bleiben soll und will, oder ob es den Sprung in die Welt bis hin zu einer künftigen Weltkirche wagen will und kann. Im Konzil hatte man eine Form gefunden, Probleme zu lösen, Herausforderungen in einer Weise zu bestehen, die es der Gemeinde erlaubten zu sagen, es habe dem Hl. Geist und ihr gefallen (vgl. Apg. 15,28).

Seitdem ist es durchgehende Überzeugung, dass ein Konzil, auch ein sog. Pastoralkonzil, die höchste Autorität der Kirche darstellt. Weil Gottes Geist überall und im ganzen Volk wirksam ist, vermag dieses auch die Zeichen der Zeit richtig zu lesen. Lange vor den Theologen hatten daher z.B. fromme italienische Landarbeiter begriffen, dass „ihre“ kommunistische Partei, die sie damals trotz des kirchlichen Verbots wählten, nichts mit Atheismus, wohl aber mit einer unerträglichen sozialen Unordnung in ihrem Land zu tun hatte. Erst das Konzil vermochte einzuräumen, dass Menschen bei der Suche nach einem Ausweg aus systematischer Ungerechtigkeit und systembedingtem Elend aus menschlichem Mitleiden Wege einschlagen

können, die letztlich wegen der sie tragenden Ideologie Irrwege sind. Besonders in ihnen Zeichen der Zeit zu erkennen, ist bleibende Aufgabe Kirche, setzt sie doch die Abkehr vom traditionellen, aber zutiefst unbiblischen und unfranziskanischen Freund-Feind-Denkschema voraus.

Ohne diese Abkehr wäre die historische Begegnung des Schwiegersohns von Nikita Chruschtschow mit Papst Johannes XXIII. nicht denkbar gewesen. Anlässlich eines Staatsbesuches in Italien hatte sich der Vertreter des Kreml an einer Audienz interessiert gezeigt und Papst Johannes war souverän genug, diesen hohen Repräsentanten der kommunistischen Weltmacht zu empfangen und zwar ohne Rücksicht auf die Falken im gegnerischen politischen Lager und die „Recht- bis Rechtsgläubigen“ in der eigenen Kirche. Letztere haben allerdings zwischenzeitlich wieder an Boden gewonnen, wie das selbstbewusste Auftreten der Pius-Brüder nahelegt, das die seit den Tagen des Apostelkonzils oberste Lehrautorität der Kirche ungestraft missachtet. Manche lässt das nach einem neuem Konzil rufen in der Hoffnung, es möge wieder eine Art Pfingststurm durch das alte Gemäuer der Kirche fegen. Nicht wenige aber haben Sorge, die heutige Generation von Bischöfen – nicht zuletzt die im eigenen Land – könnte ein kommendes Konzil dogmatisch angehen, um dann, wie üblich und zuletzt 1870 beim I. Vatikanischen Konzil, mit einer ganzen Litanei feierlicher Verurteilungen von Personen und zu Irrtümern erklärter Meinungen mit der Formel abzuschließen: „Si quis dixerit vel crediderit ... anathema sit. Falls jemand behaupten oder glauben wollte... der sei ausgeschlossen.“

Papst Benedikt XVI. hat in Erinnerung an den Beginn des II. Vatikanischen Konzils ein Jahr des Glaubens ausgerufen. Das bedeutet auch eine Gewissenserforschung wie sie Papst Paul VI. zehn Jahre nach Abschluss des Konzils eingefordert hatte mit den Fragen: „Was ist in unseren Tagen aus dieser verborgenen Kraftquelle der Frohbotschaft geworden, die fähig ist, das Gewissen des Menschen tief aufzurütteln? – Bis zu welchem Grad und wie ist diese Kraft des Evangeliums imstande, den Menschen unseres Jahrhunderts umzugestalten? ... Ist die Kirche nach dem Konzil, ...das für sie in dieser geschichtlichen Wende eine Stunde Gottes gewesen ist, fähiger geworden, das Evangelium zu verkünden und es überzeugend im Geiste der Freiheit und wirksam in das Herz des Menschen einzusenken?“ (EN No. 4)

Für die franziskanisch-klareanische Familie darf im Anschluss an diese Fragen gesagt werden: Dank des Konzils sind zunächst die weithin verschütteten, oft gänzlich unbekanntem schriftlichen Quellen, die uns Bruder Franz und Schwester Klara hinterlassen haben, erst wieder entdeckt worden. Der ganze Reichtum dieses Erbes und die verblüffende Zeitlosigkeit dieses Denkens kamen erst in der Beziehung zu den Konzilsaussagen und deren Umsetzung in den Kontinentalkonzilien und besonders Lateinamerikas zum Tragen.

Gleichgültig, ob es um die Sendung der Kirche in die Gesellschaft unter dem Anspruch der Option für die Armen, um Gerechtigkeit – Frieden – Bewahrung der Schöpfung des konziliaren Prozesses, um den Respekt vor anderen Religionen und Kulturen im Dialog, schließlich um die Verkündigung des Evangeliums, die Freiheit des Geistes und manchmal auch um Widerstand gegen wohlgemeinte Formen oberhirtlicher Gängelei geht: Der Rückgriff auf das eigene Erbe im CCFMC bietet, bereichert um die Erfahrung von Schwestern und Brüdern aus allen vier Winden, ein Instrument, das ein „Jahr des Glaubens“ sowie das eines Aggiornamento des Konzils für das inzwischen 21. Jahrhundert möglich machen sollte.